

Hubert Knoblauch

## **Kommunikative Lebenswelt, die Kunst des Widerspruchs und die Rhetorik des Dialogs in informellen Diskussionen**

### **I. Argumentation, Rhetorik und die kommunikative Lebenswelt**

Seit der Veröffentlichung von Habermas' Hauptwerk (1981) ist der Begriff des kommunikativen Handelns auf eine sehr enge Weise an den der Argumentation gebunden. Bekanntlich zeichnet sich das kommunikative Handeln nach Habermas dadurch aus, dass es prinzipiell (genauer: *kontrafaktisch*) in der Lage sei, im Sprechen erhobene Geltungsansprüche in Frage zu stellen und auf eine Weise zu behandeln, die der natürlichsprachlichen Argumentation sehr nahe komme (dabei stützt sich Habermas auf Toulmins Modell der Argumentation). Zwar sei, wie Habermas bemerkt, die Alltagssprache *unheilbar rhetorisch*; allein jedoch weil sie die Möglichkeit enthalte, Geltungsansprüche einzulösen, enthalte sie jenen rationalen Kern, der den Wirkungsraum für die Kraft des besseren Arguments schaffe. Auch wenn der Kern im wissenschaftlichen Diskurs in reinerer Form zur Entfaltung komme, bilde das Reich der Alltagssprache damit den Ausgangspunkt und die Grundlage aller anderen Formen des Kommunizierens, die sich in den besonderen Systemen (Wissenschaft, Wirtschaft, Politik etc.) ausdifferenzierten. Diese Grundlage bezeichnet er als *soziokulturelle Lebenswelt*. Mit diesem Begriff schließt er ausdrücklich an die phänomenologische Begrifflichkeit der Lebenswelt an, wie sie von Schütz und Luckmann entwickelt wurde. Wenn er Lebenswelt dabei v.a. auf das subjektiv Vorerfahrene und symbolisch Vorstrukturierte bezieht (Habermas: 1981), entkleidet er es jedoch von der Kommunikation, die Schütz als Kern der Lebenswelt ansieht (vgl. Schütz: 2003, Knoblauch/u.a.: 2003). Für Schütz ist die Lebenswelt ausdrücklich kommunikativ. Kommunikativ ist die Lebenswelt, weil die Inhalte des Erfahrens in der Sozialwelt wesentlich durch sprachliche Mitteilungsprozesse gefüllt werden und weil die Struktur des Erfahrens wesentlich von ihnen geprägt wird.

Die Bedeutung der Kommunikation in der Theorie der Lebenswelt ist v.a. empirisch anerkannt worden: Schon seit dem Beginn der sechziger Jahre bilden sich auf dieser Grundlage Forschungsansätze wie die Ethnographie der Kommunikation, die Konversationsanalyse oder die Gattungsanalyse aus, so dass man durchaus sagen kann, der „Paradigmenwechsel“ zum kommunikativen Handeln (Habermas: 1981, Bd. 1, 518) sei hier empirisch schon lange vollzogen worden (dies habe ich in Knoblauch: 1995 ausführlich zu zeigen versucht). Allerdings – und das soll in dieser Einleitung hervorgehoben werden – unterscheidet sich diese lebensweltliche Theorie der Kommunikation in einigen wesentlichen Punk-

ten von der Konzeption, die Habermas vorschlägt: Zu den wichtigsten Unterschieden zählt (a) dass kommunikatives Handeln nicht nur in seiner Alltagsvariante, sondern grundsätzlich rhetorische Züge trägt bzw. persuasive Funktionen verfolgt;<sup>1</sup> (b) kommunikatives Handeln spielt sich nicht in individuellen Sprechaktformen, sondern in interaktiven Muster ab, die zur Institutionalisierung neigen; (c) in dem Maße, wie kommunikatives Handeln den Regeln der Routinisierung und Institutionalisierung folgt, entzieht es sich dem rationalen Zugriff der einzelnen Sprecher. ,Ohne dies hier ausführlich zu erläutern (s. dazu Knoblauch: 2000), kann in aller Kürze gesagt werden, dass kommunikatives Handeln seiner Struktur nach grundsätzlich ein Wirkhandeln ist, das Wirklichkeit verändert. Weil und sofern diese Veränderung Teil der Intentionalität des Handelns ist, kann sie als rhetorisch bezeichnet werden.<sup>2</sup>

Rhetorisch bedeutet jedoch gerade nicht, dass dieses Handeln bloß zweckrational, instrumentell oder, wie Habermas es nennt, teleologisch sei. Die Wirkabsicht des oder der Handelnden ist eingebettet in einen kommunikativen Kontext, der sowohl soziale Akteure wie kommunikative Formen umfasst. Dieser Kontext ist keineswegs eine *natürliche* Vorgabe, sondern selbst ein Ergebnis vorgängiger Handlungen. Als Ergebnis vorgängiger Handlungen bildet er aber den Rahmen, in dem sich Wirkhandlungen entfalten können. Zu den kommunikativen Vorgaben zählt natürlich die Sprache; dazu zählen aber auch kommunikative Muster (einschließlich sog. *nonverbale* Muster), Gattungen und ggf. auch erlernte oder kulturell tradierte Elemente, wie sie aus der Schulrhetorik bekannt sind. Zu den sozialen Vorgaben zählen die sozialen Akteure, mit denen man in Kontakt steht oder gerät, sowie die (Macht-) Möglichkeiten, auf diese Akteure (und ihre gegenständliche Umwelt) einzuwirken. Es steht außer Zweifel, dass das soziale Umfeld nicht besonders ausgeprägt kommunikativ sein muss. Dennoch gibt es gute Gründe für die Annahme, dass der kommunikative Charakter der Lebenswelt an Bedeutung gewinnt.

Zum einen führen die allseits bekannten Phänomene der Pluralisierung, Individualisierung und Enttraditionalisierung zu einer zunehmenden Diskursivierung des Wissens. Wissen, das zuvor als selbstverständlich vorausgesetzt und unausgesprochen erwartet werden konnte, muss nun ausdrücklich gemacht werden (was keineswegs ausschließlich sprachlich erfolgen muss, sondern durch sozial nicht mehr normierte emblematische Rituale und Symbole geschehen kann).

Daneben führt der rasche Innovationsdruck der warenproduzierenden Wirtschaft zu einem rasanten Kulturwandel, zumal ein Gutteil der Waren zu einem

---

<sup>1</sup> Mit dem Begriff der Persuasion schließe ich mich hier Knapes (2003) Definition an, der damit den Übergang von einem mentalen Zustand in einen anderen bezeichnet, der als Folge rhetorischen Handelns eintritt.

<sup>2</sup> Freilich bedeutet dies, dass alle sozialen Konstruktionsprozesse, sofern sie kommunikativ verlaufen, einen rhetorischen Charakter haben (vgl. dazu auch Knoblauch/Reichertz (2005)).

wesentlichen Teil der Inszenierung sozialer Ordnung geworden ist.<sup>3</sup> Die massive Ausweitung des Bildungssystems mit den parallelen Prozessen der Entwertung alter Wissensbestände und der Schaffung neuer, sowie die Inflationierung und Neubewertung von Bildungsdiplomen trägt zu diesem Wandel bei. Wissen gewinnt so kaum eine Festigkeit. Dies scheint etwa im Begriff des lebenslangen Lernens auf. Dabei haben wir es aber mit einem kommunikativen Prozess zu tun, in dem Wissen immer seltener einzelnen Personen, sondern ihrer Fähigkeit zu kommunizieren zugeschrieben wird.

Ein weiterer Grund hat mit der generellen Ausweitung von Expertensystemen zu tun (die häufig auf der Grundlage wissenschaftlicher Disziplinendifferenzierung gebildet werden). Sie hat eine fortschreitende Ausdifferenzierung der Sonderwissensbestände zur Folge, besonders von *Wissen über Wissen*. Diese Ausdifferenzierung des Sonderwissens wirft wiederum die Frage auf, wie das jeweils spezialisierte Wissen den sich ebenfalls immer weiter ausdifferenzierenden anderen Bereichen zugänglich gemacht werden kann (man kann das auch mit den Begriffen des *Wissenstransfers* oder des *Wissensmanagements* fassen). Sofern ein solcher Zugang geschaffen wird, haben wir es wieder mit Kommunikation zu tun. Dasselbe Problem tritt auch bei den sich ändernden Ausformungen des Systems sozialer Ungleichheit auf. Sie zwingen wenigstens diejenigen zur Kommunikation, die routinemäßig auf Vertreter anderer Gruppen treffen.

Es mag noch weitere Gründe geben – sie alle sprechen jedoch dafür, dass der kommunikative Charakter der Lebenswelt an Gewicht gewinnt. Das bedeutet, dass unausgesprochenes Hintergrundwissen und geteilte Symbole immer häufiger kommunikativ objektiviert werden und damit zum ausdrücklichen Gegenstand kommunikativen (rhetorischen) Handelns werden müssen. Dies hat zwar dramatische Folgen für die kommunikative Lebenswelt, da kommunikative Prozesse Traditionen verdrängen. An Stelle der Tradition steht aber nicht (wie Habermas vermutet) die Ratio, sondern die Ausbildung bzw. Institutionalisierung neuer Formen der Kommunikation – also eine Art sekundäre Traditionalisierung der Kommunikation.

## II. Spontane Argumentation und informelle Diskussion

Verlassen wir die steilen Höhen der Theorie und steigen wir eine Stufe tiefer. Wie eingangs erwähnt, stellt die Argumentation gerade für Habermas eine der bedeutendsten Formen des kommunikativen Handelns dar. Argumentationen zeichnen sich dadurch aus, dass eine Proposition in Frage gestellt wird und

---

<sup>3</sup> Es kann nur am Rande erwähnt werden, dass hier natürlich die Strukturen der gesellschaftlichen Ungleichheit reproduziert werden: Gesellschaftlich Anerkanntes wird v.a. von gesellschaftlich (hinsichtlich wirtschaftlichem oder kulturellem Kapital) Anerkannten vermittelt – und kann nur von ihnen verstanden werden.

darauf dann der Geltungsanspruch eingelöst werden müsste. (Eine ähnliche Struktur macht Luhmann (1997) für den gesamten Kommunikationsprozess geltend: Nach jeder „Kommunikation“ eröffne sich die binäre Alternative „ja / nein“, die eine Selektion nötig mache.) Tatsächlich ist es ein Gemeinplatz, dass sich die Argumentation um ein „Problem“, eine „strittige Frage“ oder „Quaestio“, „Challenge“, „Geltungsproblematisierung“ usw. dreht. Die Argumentation gilt dann als „begründetes Sprechen mit dem Ziel, das 'Strittige' aufzuheben“ (dies kommt auch etwa im Phasenschema Toulmins (1983, 15) zum Ausdruck: Formulierung des Problems in Form einer Frage – Zusammenstellen möglicher Lösungen – Aussonderung von Lösungsmöglichkeiten). Dabei wird stillschweigend oder ausdrücklich vorausgesetzt, dass den Sprechern bekannt sei, wodurch ein „Problem“ charakterisiert ist: dass es nämlich am Anfang der Argumentation steht und fürderhin keine andere Rolle mehr spielt als „beseitigt“ zu werden (das „Strittige“ ist etwa für Maas (1974, 260) das „in der Argumentationshandlung Vorausgesetzte“). Solche Argumentationen sind uns aus den verschiedensten Bereichen bekannt: Aus dem Parlament, aus dem wissenschaftlichen Seminar, aus dem Gerichtssaal.<sup>4</sup>

Die Verallgemeinerung dieser Formen der Argumentation auf alle Bereiche menschlichen Kommunizierens, wie sie von Habermas postuliert, aber auch in der Alltagssprache vollzogen wird, übersieht jedoch eine soziologische Besonderheit, die diesen Argumentationen eigen ist: Es handelt sich in all diesen Fällen der Argumentation um spezielle Institutionsbereiche, in denen Argumentationen stattfinden. Dabei ist es nicht vorwiegend die Spezialisiertheit der Institutionen in einer ausdifferenzierten und entsprechend vielgestaltigen Gesellschaft, die das Problem darstellt. Ich will hier auch keineswegs nur behaupten, dass wirkliche Argumente eben *komplexer* seien als die Modelle, wie sie etwa Toulmin entwirft (vgl. ■ **Quasthoff: 1978** ■ , 27). Vielmehr haben wir es mit einem soziologischen Problem zu tun. Das besteht darin, dass es sich hier um Institutionen handelt, in denen der Prozess der argumentativen Kommunikation ganz gezielt geregelt wird (und von Neophyten entsprechend erlernt werden muss). Dies zeigt sich häufig daran, dass sogar eine besondere Funktionsrolle existiert, der die Kontrolle der *angemessenen* Argumentation unterliegt. In all diesen Situationen ist das „Problem“, das Thema des Gesprächs, schon gestellt; selbst die Verfahren des Gesprächs sind institutionell geregelt, Opponenten und Koalitionen stehen durch Rollenzuschreibungen meist schon vorab fest, zuweilen sind hitzige Kontroversen eingeplant, die von dafür vorgesehenen Diskussionsleitern, die über ein mehr oder weniger großes Sanktionspotential verfügen, gezügelt oder in Szene gesetzt werden.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Dass auch die Medien eine spezifische Form der Diskussion hervorbringen, die unter dem Druck der Zeit und der Unterhaltung steht, haben Holly/u.a. (1989) aufgezeigt.

<sup>5</sup> Insbesondere beim „juristischen Paradigma“, dem sowohl Toulmin als auch Perelman folgen, wird der lange Einfluss der Rhetorik auf die juristische Tradition meist übersehen. „Mehr als der neueren Argumentationsforschung gelegentlich bewusst ist, schöpfen auch heute die faktischen 'uses of

Dass Argumentationen reguliert werden, erfüllt in diesen Institutionsbereichen eine nützliche Funktion. Es ist jedoch mehr als fraglich, ob diese speziell und mit hohem institutionellen Aufwand geregelten Kommunikationsformen als Grundmuster für weniger geregelte Kommunikationsprozesse angesehen werden können. Freilich kann man behaupten, dass sich der Habermas'sche Seminartyp des Diskurses im Zuge einer *Verwissenschaftlichung* moderner Alltagskommunikation immer mehr durchsetzt (dass z.B. das Seminar zu einer Veranstaltungsförmigkeit wird, mit der alle Bildungsschichten konfrontiert werden, ist sicherlich ein Grund für die rhetorische Eingängigkeit der Rede von der *Wissensgesellschaft*). Hier soll jedoch die These vertreten werden, dass sich Alltagsargumentationen *strukturell* von dem Modell unterscheiden, das Habermas vorstellt.<sup>6</sup>

Man kann sich dies gut an einem Beispiel verdeutlichen. So untersuchte Miller (1984) etwa Argumentationen unter Kindern. Die sehr detailliert analysierten Argumentationen wurden jedoch wie ein Experiment initiiert. Das bedeutet, dass den Kindern eine *strittige Frage* vorgegeben wurde, die sie dann verhandeln sollten. Genau dies jedoch, so meine These, ist ein Merkmal vieler *institutionalisierter Formen der Argumentation*. Dass nämlich das „Problem“ bzw. die „Quaestio“ eindeutig vorgegeben ist und dann verhandelt werden kann. Diese Vorgehensweise setzt nicht nur voraus, dass ein gemeinsames Problem definiert wird, sondern auch als fest definiertes über die Dauer längerer Kommunikation *festgehalten* werden kann. Im Alltag kommt es dagegen häufig zu *spontanen Formen der Argumentation*, die strukturell anders gelagert sind: zwar treten hier auch Probleme auf; diese bestehen jedoch nicht von Anfang an, sondern erheben sich erst durch die Infragestellung. Auch hier finden wir die Grundstruktur

A: Äußerung  
B: Widerspruch.

Bedeutsam hieran ist jedoch, dass die Äußerung A erst dadurch zu einer Behauptung wird (i.S. einer Proposition), indem B sie *in Frage stellt*. Dieser Sinn wächst der Äußerung also erst durch ihren kommunikativen Kontext zu.<sup>7</sup>

---

argument' und die Anerkennung von Standards der Argumentation aus dem hermeneutischen Argumentationszusammenhang, in dem wir mit der entfernteren Logik- und Rhetoriktradition stehen.“ (Beetz: 1985, 48ff) Auch ■ Kopperschmidt (1973, 56) ■ betrachtet die juristische Kommunikation lediglich als einen Sonderfall der persuasiven Kommunikation.

<sup>6</sup> Untersuchungen der Argumentation beschäftigen sich jedoch zumeist mit den *Problemlösungen*, dem *Aushandeln von Lösungsmöglichkeiten*, den Argumenten und deren Struktur. Argumentation wird als bloßer Modus angesehen, so dass der Analytiker die Argumente fein säuberlich in Pro und Contra aufteilen kann. Zweifellos wurden auch differenziertere Schemata entworfen (vgl. z.B. Frixen: 1987).

<sup>7</sup> Sprechakttheoretische Arbeiten konzipieren Argumente dagegen als monologische Äußerungsmuster; sie übergehen dadurch nicht nur die vielen kontextuell bedingten Ellipsen, sondern übersehen auch die vielfältigen interaktiven Funktionen der Äußerungen (vgl. van Eemeren/Grootendorst: 1983).

Das *Infragestellen* ist dann eine Aktion, die interaktiv folgenreich ist. Denn was immer zuvor gesprochen wurde: Der Widerspruch führt zu einer Art Auskopplung. Jacobs und Jackson (1981) reden von einer konversationellen „Expansion“:

- A: Äußerung  
 B: Widerspruch  
 Expansion.

Das, was nach dem Dissens geschieht, ist strukturell eine Expansion. Alles, was in dieser Expansion gesagt wird, kann deswegen als Argument verstanden werden. Für informelle Diskussionen kann also die Frage Kopperschmidts (1980), was eine Äußerung zu einem gültigen Argument macht, beantwortet werden: Der Dissens. Erst nach dieser Expansion könne zum vorangegangenen Thema zurückgekehrt werden. Der Widerspruch und der mit ihm gestaltete Dissens verfügt also über eine sozusagen generative Kraft. Beachtenswert ist dabei, dass die argumentative Last keineswegs auf der „Behauptung“ liegt; sie liegt auch nicht nur auf der Expansion; eine besondere Funktion kommt dem Widerspruch zu, der erst die Expansion auslöst. Dadurch, dass er dies tut, macht er die Äußerung zur Behauptung (wie unten deutlich werden wird, sollte besser von Dissens gesprochen werden, da wir es ja immer mit einer Sequenz und nicht nur mit *einer Sprechhandlung* zu tun haben). In dieser generativen Kraft liegt auch die Gefahr des Dissens. Leicht führt er zum Streit – aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden. Dennoch zeigen gerade diese Beispiele, wie unangemessen es ist, den Dissens grundsätzlich zu einem „dispräferierten“ Äußerungsformat zu erklären (vgl. z.B. ■ **Jacobs/Jackson: 1981** ■; dieselbe Meinung vertritt auch Pomerantz: 1984. Als Entgegnung vgl. Knoblauch: 1990). Der von mindestens zwei Sprechern sichtbar gemachte Dissens erzeugt Spannung, indem er – als konfliktträchtiger Dissens – ein kommunikatives Problem aufbaut und so gewissermaßen als ein Themengenerator für folgende Züge fungiert.

Und noch mehr: die Art, wie er das tut, leitet, was der Skopus des Widerspruchs werden wird. Weil der Widerspruch damit eine besondere interaktive und thematische Bedeutung spielt, übernimmt er in den *spontanen Argumentationen* auch rhetorische Funktion, die, wie wir sehen werden, auch rhetorische Gestaltungslösungen findet. Alltagsargumentationen, so der zweite Teil der These, sind nicht nur akzidentiell, sondern wesentlich rhetorisch geprägt. Denn der Widerspruch muss ja nicht nur eine Folgehandlung auslösen, er muss dazu vor allen Dingen als Widerspruch erkennbar sein – und entsprechend *inszeniert* oder *gestaltet* werden. Aus diesem Grunde werden wir hier auf eine auffällige Rhetorik des Widerspruchs stoßen, in der auch Elemente der konventionellen Figurenrhetorik eine Rolle spielen.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Ich folge dabei der Auffassung von ■ **Kallmeyer (1996)** ■ – mit einer gewissen Modifikation. Wie ich zu zeigen versuche, setzen die Sprecher auch dann Elemente ein, die aus der antiken Rhe-

So sehr der Widerspruch auch einem rhetorischen Kalkül folgen mag, das einzelne Akteure anstellen, so wenig müssen sich die Interaktionspartner diesem Kalkül unterwerfen. Ihre Möglichkeiten erschöpfen sich jedoch keineswegs darin, ihr *Argument* (bzw. das, was in der Expansion gesagt wird) entsprechend rhetorisch zu gestalten. Wie wir sehen werden, haben sie ebenfalls das Recht zum Widerspruch. Erst dadurch entsteht dann das, was ich als informelle Diskussion bezeichnen möchte. Der Dissens wird expandiert, die Expansion wird in Frage gestellt, der folgenden Expansion wird erneut widersprochen. Verknüpft durch eine Serie von Widersprüchen knüpft sich so das Band der *Argumente* aneinander, das man als Diskussion bezeichnen kann.

Diese informelle Diskussion unterscheidet sich also auf sehr grundlegende Weise von dem Idealbild der Diskussion, wie es Berthold (1982, 235) zeichnet:

„In der Diskussion treten Gesellschaftsmitglieder in großer Zahl als sachkundige und verantwortungsbewusste Redner auf oder nehmen als Hörer an Klärungs- und Problemlösungsprozessen teil oder können sich eine Meinung bilden.“

Stattdessen finden wir informelle Kreise, die sich aus Vertrauten, Bekannten oder auch Anonymen (etwa in Zugabteilen oder Gaststätten) zusammensetzen.<sup>9</sup> Anstatt einer geordneten Rede fallen sich die Sprecher fortwährend ins Wort, unterbrechen einander und ereifern sich. Allerdings wäre es unzutreffend zu behaupten, dass sie dabei die „Regeln für Sprecherwechsel“ laufend verletzen (das behauptet **Schank: 1978**, 34). Gerade die vermeintlichen Regelverstöße, das ins Wort fallende Verneinen, das Infragestellen, das redundante Wiederholen, die kunstvolle Entgegnung usw. erzeugen erst das Thema, das „Problem“, das in den folgenden Redezügen behandelt werden muss. Um es prägnant zu formulieren: Die Diskussion speist sich sowohl thematisch wie gesprächsorganisatorisch aus der Energie des fortgesetzten Dissens. Entgegen bisherigen Annahmen genügt die bloße inhaltliche oder logische Widersprüchlichkeit von Aussagen keineswegs, um Argumentationen auszulösen. Die interaktive Herstellung eines für die beteiligten Sprecher rhetorisch erzeugten sichtbaren Dissens ist eine der wesentlichen Aufgaben der Argumentierenden. Der Dissens ist die treibende Kraft der argumentativen Sequenzen, die nicht von *außen* kontrolliert und organisiert werden, sondern von den Sprechern während des Redens und Hörens selbst reguliert werden müssen.

Der empirische Teil dieses Beitrags soll die drei Thesen belegen helfen, die hier skizziert wurden:

---

torik bekannt sind, wenn sie selbst keine besondere Vertrautheit mit diesen Techniken haben. Dies mag mit der Tradierung der Elemente zu tun haben, aber auch damit, dass sie sich mit formalen Mitteln der Gestaltung in der Alltagssprache überschneiden.

<sup>9</sup> Es ist durchaus bedeutsam, dass diese informellen Diskussionen einer freien Zeitspanne bedürfen; auch die sozialen Machtunterschiede sollten keine allzu große Rolle spielen, so dass wir einige Forderungen des *herrschaftsfreien* Diskurses erfüllt sehen – ohne dass sich dieser entfalten würde.

Die *Rhetorizität des Dissens*, also die Notwendigkeit der Sprechenden, Dissensformen rhetorisch zu gestalten, die *Kontextualität des Arguments*, also der Beobachtung, dass Argumente erst in einem (expandierten) Kontext des Dissens als Argumente verständlich werden, und schließlich die *prinzipielle Unabschließbarkeit der Argumentation*, die eine Folge des fortgesetzten Dissens darstellt (der wiederum erst die Argumentation ermöglicht).

Nach diesen Abklärungen sind wir so weit, noch eine Stufe tiefer zu gehen und uns reale Kommunikationsprozesse anzusehen. Die folgende Analyse stützt sich auf Daten, die im Laufe der 1980er Jahre in mehreren Familien mit weitgehend erwachsenen Mitgliedern erhoben wurden. Es handelt sich um Tischgespräche, die während des Essens stattfanden und nicht von Forschern initiiert oder beeinflusst wurden. Dieser Unverstelltheit wird durch eine möglichst getreue Abschrift Rechenschaft getragen. Im Vordergrund stehen Diskussionen, die in einer Familie stattfinden.

### III. Bausteine des Dissens – die interaktive Produktion der Sichtbarkeit des Strittigen

#### III.a Das Gienger-Argument

Das Gienger-Argument stammt aus einer längeren Diskussion, die um die Themen Sport, Leistungssport, Boris Becker u.a. kreiste (*Boris Becker-Diskussion*). Dieser Ausschnitt steht an einer sehr prominenten Stelle. Denn zum einen bildet er den Beginn eines argumentativen Gesprächs. Zum anderen wird in den Familiengesprächen selten eine Quaestio so explizit formuliert, wie das hier geschieht.

Die Familienmitglieder hatten sich einige Zeit über das Turnen unterhalten. Nachdem Richard, von der Mutter unterstützt, festgestellt hatte, Turnen sei eine brotlose Kunst, fährt er fort:<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Transkriptionskonventionen:

[	Einsetzen bzw.
]	Ende einer Überlappung von Redezügen (gleichzeitiges Reden)
(1,0)	Pause in Sekunden
(-) (---)	sehr kurze bzw. kurze Pause (unter einer Sekunde)
LAUT	laut gesprochen
'leise'	leise gesprochen
<u>betont</u>	betont gesprochen
*be tont	auffällig betonte Silbe
na:·	gedehnt gesprochen
hause-	abgebrochenes Wort
; .	schwach bzw. stark fallende Intonation
, ?	schwach bzw. stark steigende Intonation
=mal	schneller Anschluss



- (1)
- 1 Richard: Jo und der Gienger, jo was hat- was hot de Gienger Geld? Der  
 2 wa- der macht jetzt Kampfrichter.
- 3 Mutter: 'Mhm,'  
 4 (-- )
- 5 Uschi: Gu [ ck mol an wie wie (doof der [ Gienger isch)  
 6 Mutter: [ (Auf Koste der Gesundheit)
- 7 Vater: L ,Oh de: r hat- der hat  
 8 sei Schäfle scho im Trockene.'
- 9 Richard: Nö;; aber net so wie ä andere.
- 10 Vater: =Ho hör mal her die Werbungsverträge; und so weiter; wenn der  
 Eberhard Gienger  
 11 irgendwo auf einem Artikel drauf steht; (hh)
- 12 Mutter: Des scho; aber lang net so wie jetzt [ zum Beispiel  
 13 Vater: [ Ach ( freilich)
- 14 Mutter: [ Tenni-:s mit dem Boris - / do:  
 15 Vater: [ (des sind des sind

Lassen Sie mich zunächst den Gang des Gespräches paraphrasieren: Richard stützt die Behauptung, Turnen sei eine „brotlose Kunst“, mit dem Exempel „Gienger“, einem der bekanntesten deutschen Turner, der (unausgesprochen: nach Abschluss seiner aktiven Karriere *nur*) Kampfrichter sei. Dass Richard hier ein „Problem“ („Turnen ist...“) formuliert und aus eigenen Stücken eine Begründung liefert (2), ist keineswegs typisch für die argumentativen Gespräche. Typischer ist vielmehr das, was darauf folgt. Vaters Beitrag (7f) nämlich stößt auf den Widerspruch Richards (9), so dass nun der Vater ein Argument liefert (10f). Die Mutter scheint anfänglich dem Vater zuzustimmen, dann jedoch fährt sie mit einem "aber" fort (12), das in einem noch aufzuzeigenden Sinne Richards Behauptung stützt. Vater fällt ihr ins Wort (13), doch sie setzt ihre Äußerung fort (14), indem sie einen Vergleich mit Boris Becker anstellt.

Dieser Ausschnitt bietet ein sehr gutes Beispiel für eine argumentative Sequenz in einer informellen Diskussion. Typisch ist es zweifellos insofern, als (wie wir aus dem Kontext wissen) (a) die Entstehung der Argumentation keinem vorgängigen Arrangement folgt; (b) wir sehen, dass die Argumentation sich v.a. dem Widerspruch verdankt. Es handelt sich hier um eine argumentative Sequenz, deren Kernstück ohne Zweifel der Widerspruch ist, wie er hier zwischen Vater und Richard entsteht. Erst an dieser Stelle erkennen wir deutliche Züge eines Streitgesprächs. Nun nämlich widerspricht Richard dem Vater, der wieder be-

(mal)  
 ((laut))

unsichere Transkription  
 Anmerkung des Transkribenten

steht auf seiner Behauptung, darauf widerspricht die Mutter dem Vater, der ihr sofort ins Wort fällt. Und (c) wird schon hier deutlich, dass der Fortgang der Argumentation nicht in der einfachen Begründung gesucht wird, sondern im fortgesetzten Dissens.

### III.b Die Rhetorik des Dissens

Widersprüche sind die Formen, mit denen informell Argumente ausgelöst werden. Es ist ganz offenkundig, dass es sich bei Widersprüchen strukturell um einen zweiten Zug handelt. Das interaktive Problem, das sich ihnen stellt, wird jedoch gerade im Gienger-Beispiel deutlich: Widersprüche müssen nicht nur widersprechen, sie müssen auch anzeigen, wogegen sie Widersprüche sind. Betrachten wir deswegen zunächst einige der Formen, in denen Widersprüche erfolgen:

Richards „Nö:“ (9) im Gienger-Beispiel bildet den Beginn des Widerspruchs. Es ist jedoch erwartbar gewesen, da der Widerspruch sich schon angedeutet hat: Bereits Vaters vorherige Äußerung (7) weist nicht nur einen Bezug zu Uschis Äußerung auf („wie doof der Gienger isch“ (5)); er stellt auch einen deutlichen Bezug zu Richards Frage her („Was hat der Gienger Geld“(1)), mit der die Sequenz einsetzt. Für diesen Widerspruch bedarf es keiner komplizierten Rekonstruktion von Präsuppositionen. Er zeigt sich vielmehr anhand der – wenn man so will – rhetorischen Konstruktion der Äußerung. Vater zeigt den Widerspruch durch das “recipient design” seiner Äußerung, die eine anaphorische Konstruktion zu Richards eigener Antwort ist, und zwar auf eine Weise, die selbst den Abbruch sehr feinfühlig wie eine Art Aposiopese parallelisiert:

1f R: Jo der wa- der macht jetzt Kampfrichter.

7f V: Oh de:r hat- der hat sei Schäfle scho im Trockene.

Spranz-Fogasy (1986, 28) redet von „Widersprechen“ dann, wenn Sprecher

„den Gültigkeitsanspruch ihres Gegenübers bestreiten, selbst eine der Behauptung des Gegenübers entgegengesetzte Darstellung formulieren oder die Gültigkeit der eigenen Darstellung bzw. Sachverhaltsorientierung sichern.“

Gerade im dialogischen Kontext ist das Widersprechen jedoch keine einseitige Sprechhandlung. Wie jede Sprechhandlung ist sie in einen Kontext anderer Handlungen eingebettet, der ein strukturelles Umfeld bildet. Innerhalb der Gesprächsorganisation ist Widersprechen, wie gesagt, der zweite Teil einer Paarsequenz. Gerade in Situationen, in denen Diskussionen nicht formalisiert sind, machen sich Widersprüche nicht an semantischen Geltungsansprüchen fest, sondern an ihrer rhetorischen Bezugnahme auf die Äußerung, der widersprochen wird.

Um zu vermeiden, dass Widersprüche als einsame Sprechhandlungen angesehen werden, ziehe ich es vor, von Dissens zu reden. *Dissens* bezeichnet die Äußerung eines Sprechers, in der er einem vorhergehenden seine Nichtübereinstimmung – oder sein “disagreement” – so zu erkennen gibt, dass der Bezug zum Widersprochenen vorangegangenen Redezug deutlich wird und Folgehandlungen konditionell relevant macht. Dissens basiert also weniger auf der inhaltlichen Unverträglichkeit zweier Äußerungen oder auf verbrämter Nichtübereinstimmung, wie etwa bei „Spitzen“ oder bloß angedeuteten Widersprüchen. Dissens liegt weniger in einzelnen Äußerungen, er wird von den Sprechern gemeinsam hergestellt. Die Betonung liegt hierbei auf der Erkennbarkeit des Dissens. Dissens hat nur dann „argumentative“ Folgen für die Gespräche, wenn er von den Interaktionspartnern sichtbar markiert wird.

Dieses *rhetorische* Verständnis des Dissens erklärt erst eine Beobachtung, die, folgte man den Vorannahmen über Argumentationen, sehr unerwartet war: Ganz abgesehen von der Häufigkeit des Vorkommens von Dissens fällt in den empirischen Beispielen vor allen Dingen auf, mit welcher Redundanz der Widerspruch markiert wird.

Eine solche, oberflächlich „redundante“ Technik des Dissens ist die negierte Parallelisierung:<sup>11</sup>

(2)

- 1 Richard: Des isch en Vorwurf
- 2 Uschi: Ne::; des isch koin Vorwu:rf...

Die negierte Parallelisierung besteht aus einer Wiederholung der bestrittenen Äußerung und einer Negation. Redundant ist sie ganz offensichtlich, weil ja eine einfache Negation genügen würde. Stattdessen wird jedoch die gesamte erste Äußerung wiederholt – deutlicher kann kaum gemacht werden, dass man widerspricht.

Eine ähnliche Form findet sich in einer Szene, die in einen regelrechten Streit mündet:

(3)

---

<sup>11</sup> Weitere Formen des Widerspruchs und Dissens wurden schon von anderen Autoren untersucht. So etwa die „Einfache Verneinung“, “Replacement Correction”, “Indirect Negation” etc. bei Vuchinich (1984); Bliesener (1984, 259ff). Spranz-Fogasy (1986) führt eine Reihe von Elementen unter den Techniken des „Widersprechens“ auf, die keineswegs auf derselben Ebene liegen, wie etwa die „Gegeneinschätzung“, „Erläuterung“ (!) u.a. Freilich ist die „Ja-aber“ Form sehr häufig (vgl. dazu auch Koerfer: 1979, 550ff). Zunächst wird – mehr oder weniger ausführlich – Zustimmung angezeigt („Ja“, „des scho“, „ja scho“ u.a.), und erst dann folgt die Entgegnung („aber“). Diese „Ja-aber-Formel“ baut einen sozusagen *sanften* Widerspruch auf, ist aber in seiner inneren und interaktiven Struktur sehr viel schwieriger zu analysieren als die hier vorgestellten Formen. Für unsere Zwecke mag der Hinweis genügen, dass die „Ja-aber-Formel“ nicht besonders geeignet scheint, Argumente abzuschließen bzw. Konsens herbeizuführen.

- 1 Mutter: Es gibt wenig Leut; die im- in dem Moment s'Falsch- so:  
 2 so: s'Falsche mache könnet wie du.  
 (...)
   
 4 Vater: Es gibt wenig Leut; die völlig humorlos sind aber de'sch  
 5 heut der Fall.

Die Mutter formuliert mit ihrer allgemein gehaltenen Aussage einen Vorwurf gegen ihren Mann. Der wiederum nimmt kurz darauf ihren Vorwurf auf. Dabei beginnt er mit demselben Halbsatz wie seine Frau. Wieder ist – hier zwischen „Falsches machen“ und „humorlos sein“ – ein inhaltlicher Widerspruch nicht auszumachen. Und doch kommt es gleich nach Vaters Äußerung zu einem heftigen Streit zwischen Vater und Mutter, die sofort erkannt hat, wer mit den „wenig Leut“ (4) gemeint ist.<sup>12</sup>

Die Sichtbarkeit des Dissens, die hier an einer Vorwurf-Gegenvorwurf-Sequenz illustriert wurde, macht sich an der von beiden Sprechern produzierten Anapher fest. Was solche gemeinsam produzierten rhetorischen Formen leisten, ist schwer zu übersehen. Vater braucht niemanden anzusprechen; wogegen er sich richtet und vor allen Dingen gegen wen, ist offensichtlich.

Eine solche Interpretation erscheint auf den ersten Blick übertrieben. Und doch sind diese Formen derartig prägend für die argumentativen Sequenzen, dass ihnen etwas mehr Platz eingeräumt werden muss (eine ähnliche Untersuchungsrichtung verfolgt ansatzweise auch Loveday: 1983).

Ähnlich liegt der Fall auch in der folgenden Situation:

- (4)  
 1 Uschi: Richard; des musch halt glaube könne.  
 2 Richard: Wieso denn? Des musch net glaube könne.  
 3 Uschi: I glaub net an Geister, no glaub i au net...

Richards Widerspruch („musch net glaube könne“ (2)) macht wenig Sinn, denn Richard besteht eigentlich darauf, dass man „glauben“ müsse. Dennoch erfüllt er durch die Parallelisierung den gesetzten Zweck. Er zeigt in aller Deutlichkeit Dissens an, so dass sich Uschi gleich gezwungen sieht, ein Argument zu liefern ((3); ein Beispiel für den dritten Zug, auf den wir unten zu sprechen kommen).

Die Redundanz zeigt sich natürlich auch in Mehrfachwiederholungen, wie im folgenden Fall:

- (5)  
 1 Richard: Des isch en Vorwurf  
 2 Uschi: Ne::, r des isch kein Vo:rwu:rf.

---

<sup>12</sup> Die Entwicklung des Streits und seine Beschwichtigung kann hier nicht weiter verfolgt werden (vgl. dazu auch Schank/Schwitalla: 1987).

- 3 Richard:            L en aschtreiner Vorwurf  
 4 Uschi:            Des isch koin Vorwurf

Uschi und Richard streiten sich um die Interpretation eines religiösen Textes. Uschi widerspricht Richard, dieser beharrt auf seiner Aussage (allerdings in Überlappung zu Uschi), und Uschi wiederholt noch einmal ihren Widerspruch. Der Streit schwelt. Nach dem oben Ausgeführten müsste nun Richard fortfahren. Der aber schweigt eine Sekunde. Nun interveniert die Mutter, die schon zuvor Uschi zugestimmt hatte, und bringt ein Argument (eine zitierte Textstelle) vor.

Um die Kunstfertigkeit der Dissenskonstruktion in auch weiträumigeren Gefügen aufzuzeigen, dürfte ein Blick auf ein Beispiel genügen, das sich – in der benutzten Transkription – über eine Seite hinzieht. Ich möchte es hier deswegen kürzer in einer vereinfachten Transkription wiedergeben:

(6)

- Richard:            Dass es im Ostblock wesentlich besser gelöst isch als bei uns. Die (hier) macht schnell ihr großes Geld, und was hend se nachher? (...) Und im Ostblock ist es halt so, dass da die Sportler integriert sind.
- Vater:             Die Ostblocksportler sind reine Profis. Die sind in einem Betrieb angestellt. Schaffen tun sie nichts. Während unsere Sportler zum Teil ihr Brot selber erarbeiten müssen.

Richard behauptet, dass „das Problem mit dene Sportler“ in sozialistischen Gesellschaften weit besser gelöst sei als hierzulande. Um seine Behauptung zu stützen, illustriert er die hiesigen Verhältnisse und kontrastiert diese mit den Bedingungen, unter denen im „Ostblock“ Sport getrieben wird. Erst an dieser Stelle setzt der Vater ein. Für ihn sind die „Ostblocksportler“ „reine Profis“, während „unsere Sportler“ nebenbei noch arbeiten. Das stößt auf den Widerspruch Richards, der die Fußball- und Tennisprofis anführt. Vater setzt die Leichtathleten dagegen („jeder muss tagsüber schaffe“) und kontrastiert dazu die Verhältnisse in der DDR („die sind zwar im Betrieb angemeldet, trainieren aber den ganzen Tag“).

So spannend diese Auseinandersetzung ist – semantisch ist die Widersprüchlichkeit nicht recht verständlich. Vaters Feststellung, dass die „Ostblocksportler“ reine Profis seien, steht in keinem deutlichen Kontrast zu Richards Behauptung, dass das Problem der Sportler im Ostblock besser gelöst sei. Dass beide dennoch sehr heftig gegeneinander argumentieren, kann an der Form erkannt werden, in der sie ihre Äußerungen vorbringen. Betrachten wir zuerst den Aufbau von Richards Argument:

Im Ostblock besser gelöst als bei uns.  
 Im Osten sind sie integriert.

Unsere machen schnell ihr  
 großes Geld.

Richards Argument hat eine fein gegliederte, im Text weit detaillierter ausgeführte chiasmische Form, die von der Kontrastierung zwischen „bei uns“ und „im Ostblock“ lebt. Diese Konstruktion wäre schon für sich genommen bemerkenswert, hätte man nicht den Eindruck, dass gerade diese Form leitend ist für Vaters Dissens-Konstruktion:

Die Ostblocksport sind reine Profis.  
Unsere erarbeiten ihr Brot selbst.

Arbeiten nicht.

Der Vater nämlich beginnt seine Entgegnung genau dort, wo Richard aufgehört hat („die Ostblocksportler...“). Dann setzt er „unsere Sportler“ dagegen und liefert Beispiele für „unsere Sportler“, die auf Richards Widerspruch stoßen. Nachdem der Widerspruch bereinigt ist, schließt Vater sein Argument mit den Ostblocksportlern ab. Vater vollzieht eine kunstvolle chiasmische Gegenbewegung zu Richards Vorgabe, so dass sich die gesamte Sequenz zu einer Art Kyklos schließt.

Man muss an dieser Stelle wieder fragen, aus welchen Gründen Sprecher solch kunstfertige Techniken einsetzen. Geht man nicht davon aus, dass sie intensive Rhetorikschulungen hinter sich haben (was nur in einem Fall zutrifft), so ist zu vermuten, dass die redundanten Formulierungen einen Anzeichencharakter haben: Sie formulieren nicht nur Propositionen, sondern *markieren* Widerspruch. Die Formulierung des Dissens ist eine eigenständige persuasive Handlung, die sich eben solcher rhetorischer Formen bedient, wie sie in der eigenen Sprechkultur tradiert werden.

### III.c Vom Hundertsten zum Tausendsten: Fortgesetzter Dissens und die Sozio-Logik der Argumentation

Der Dissens ist eine besondere Form der Paarsequenz. Im Unterschied zu Paarsequenzen – wie etwa Fragen und Antworten oder Auffordern und Nachkommen (“summons and response”) – wird der Dissens erst durch den zweiten Zug zur Paarsequenz. Das bedeutet, dass die Äußerung nicht vom ersten Sprecher initiiert wird. Im Unterschied zu vielen anderen Paarsequenzen zeichnet sich der Dissens aber auch durch ein Merkmal aus, das für die Kommunikationstheorie so folgenreich ist: Er führt in eine Expansion. Konversationsanalytisch ist die Expansion ein dritter Zug, der eine eigene Strukturform, die Seitensequenz oder eingebettete Sequenz, eröffnet.<sup>13</sup> Wenn etwa jemand eine Geschichte erzählt, in der eine Äußerung auf einen Widerspruch stößt, dann erfolgt häufig erst eine Klärung des

<sup>13</sup> Ein weiteres Beispiel dafür wäre Nachfrage und Antwort (vgl. dazu auch Goffman: 1981, 6ff):

A: Haben Sie die Uhrzeit?

B: Kontinental oder Greenwich

A: Kontinental

B: Es ist vierzehn Uhr zehn.

Widerspruchs, bevor zur Geschichte zurückgekehrt werden kann. Erst dadurch erklärt sich der scheinbar *regelverletzende* Charakter dieser Gespräche. Denn der Dissens *unterbricht* gewissermaßen den bisherigen Gesprächsverlauf (zur Unterbrechung vgl. Kopperschmidt: 1980, 67; wie wir noch sehen werden, ist die Unterbrechung nur eine Möglichkeit). Zum einen entsteht durch den Dissens eine „konditionelle Relevanz“. Der Dissens macht direkt anschließende Folgehandlungen, eine „Expansion“ erforderlich (zur Expansion vgl. Jacobs/Jackson: 1980). Diese strukturellen Expansionen aus dem Dissens werden „Argumente“, „Begründungen“ oder „Stützen“ genannt.

Diese Struktur ist recht offenkundig und folgt dem Muster, das Jacobs/Jackson vorgeschlagen haben.

(4)

- 1 Uschi: Richard; des musch halt glaube könne.  
 2 Richard: Wieso denn? Des musch net glaube könne.  
 3 Uschi: I glaub net an Geister, no glaub I au net...

Richard etabliert hier einen Dissens in einer Form der Parallelisierung, die höchst reizvoll ist. Denn grammatisch ergibt der von ihm formulierte Satz (nach Infragestellung) keinen besonderen Sinn („Das musst Du nicht glauben können“), seinem Argument läge „glauben müssen“ oder „wissen“ wohl näher. Dass er dennoch parallelisiert, zeigt die Wichtigkeit der Rhetorik des Dissens.

Wie wir gesehen haben, muss es sich bei der widersprochenen Äußerung keineswegs um eine markierte Behauptung handeln. Der Widerspruch kann vielmehr an jeder Stelle der Konversation erfolgen (und jeden Aspekt betreffen).<sup>14</sup>

Ob es sich um ein Argument handelt, ist keineswegs zentral (wichtig ist nur, dass die rhetorischen Formen des Widerspruchs nicht wiederholt werden). Es handelt sich vielmehr um ein strukturelles Merkmal: Auf den Dissens folgt eine Expansion, die als eine Form der Begründung angesehen werden kann. Man kann die Struktur etwa so darstellen:

Äußerung	A
Widerspruch	B
Expansion	A

Ich möchte hier jedoch nicht den semantischen Gehalt der „Argumente“ behandeln, sondern mich mit dem interaktiven Fortgang beschäftigen. Da informelle Diskussionen als fortgesetzte Argumentationen definiert wurden, folgt daraus

---

<sup>14</sup> Aus diesem Grunde scheint mir auch der Ausdruck „declarative assertion“, den Coulter (1979) als ersten Teil von Argumenten identifiziert, zu stark; auch das Muster für den zweiten Zug („disagreement token“ und „counter assertion“) simplifiziert die vielfältigen rhetorischen Formen.

schon logisch, dass auch der Dissens fortgesetzt werden muss. Diese Fortsetzung kann auf eine einfache Paarsequenz oder nach einer Expansion erfolgen, wie wir schon im Gienger-Beispiel gesehen haben. In der Fortsetzung des Dissens entfaltet sich eine besondere Logik des Interaktiven, mit der wir uns etwas näher beschäftigen müssen. Betrachten wir einmal den folgenden Fall:

(7)

- 1 Richard: [beklagt sich darüber, dass ] so en junger Bursche wie  
 2 der Boris Becker (hh) so ä Haufe Geld einnimmt ohne  
 3 [- unverscheuert und so ( )  
 4 Uschi: [ net u: nversteuert.  
 5 (0,5)  
 6 Uschi: Vieräzwanzig Proze:nt muss er bleche.

Auffällig ist hier, dass Uschi widerspricht. Es ist aber nicht Richard, der nun seinen „Geltungsanspruch“ begründen muss, sondern Uschi. Der Grund dafür könnte in der kurzen Pause gesehen werden, die Uschi nach ihrem Redezug lässt. Hier könnte Richard antworten – doch er tut es nicht. Gerade nach einem Dissens kann die Pause deswegen als eine durchaus bedeutsame Handlung gelesen werden (vgl. Schegloff: 1968). Und dass sie so gelesen wird, macht Uschi deutlich, indem sie ein „Argument“ liefert.

Um zu verstehen, was es Uschi ermöglicht, nach einer solchen Pause selbst ein Argument zu liefern, kann eine Art von Ablaufmuster angesetzt werden, das man als *Aufschlagwechsel* bezeichnen könnte. Es handelt sich dabei um eine interaktiv gewendete Variante der „Beweislastregel“ (vgl. Kopperschmidt: 1980, 64ff; „interaktiv gewendet“ bedeutet, dass es keineswegs um ideale Grundsätze etwa der Art einer Begründungsregel geht, sondern um die aus der Gesprächsorganisation resultierenden Folgen). Der Aufschlagwechsel hat eine im Kern sehr einfache Struktur, die sich vielfach und gerade beim fortgesetzten Dissens zeigt:

(8)

[Nachdem Vater Uschi vorgeworfen hat, bei einem öffentlichen Anlass ihren Text zu schnell vorgelesen zu haben: ]

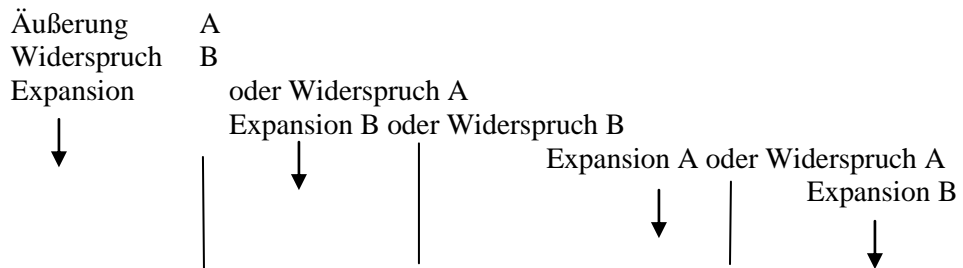
- 1 Vater: (Und vor allen Dingen) schö:n la:ngsam gelesen. Pau:sen.  
 2 Nicht wie's die Ulrike gestern-  
 3 Uschi: =I [ hab doch scho ( ) ]  
 4 Richard: [ ( ) ] bißle provokativ  
 5 Uschi: Nei::n,  
 6 Richard: Äh doch.  
 7 Uschi: I mach des [ äh  
 8 Vater: [ Du hast zu schnell ge 7 lesen



9 Uschi: † I muß sage "I geh immer  
 10 an'n Texuscht ran als des was I bin; Literaturwissenschaftler. Und  
 11 des was der...

Richard baut den Vorwurf Vaters, zu schnell gelesen zu haben, aus und wirft Uschi vor, provokativ gewesen zu sein (4). Uschi widerspricht sehr vehement (5). Erneut bekräftigt Richard bzw. widerspricht dem Widerspruch (6), und nun erst beginnt Uschi, ihre Gründe in aller Breite anzuführen (7, 9ff), nachdem auch Vater seinen Vorwurf wiederholt hat (8). Man kann an diesem Beispiel die Beweislastregel sehr deutlich sehen: Nachdem Uschi Richards Vorwurf einmal bestritten hat (5), übergibt er die „Beweislast“ durch diese Bekräftigung (6) erneut an Uschi. Würde er hier nicht noch einmal verneinen, dann müsste er selbst ein Argument liefern. Mit seiner Verneinung überlässt er aber Uschi die „Beweislast“, eine Last, die durch Vaters wiederholten Vorwurf (8) noch erschwert wird.

Setzt man den Aufschlagwechsel als ein interaktives Ablaufmuster an, das die Verteilung der Begründungspflicht regelt, so ergibt sich unter einfachen Annahmen der Reziprozität<sup>15</sup> theoretisch schnell eine Grenze, die auch empirisch durchaus relevant scheint. Wenn jemand einer Aussage widerspricht, erwartet er vom Widersprochenen eine Begründung. Widerspricht dieser, fällt die Begründung wieder auf den Widersprechenden. Was geschieht, wenn dieser nicht begründen kann oder will? Er setzt den Widerspruch fort. Spätestens aber wenn nun auch der Widersprochene noch einmal widerspricht, gerät die Interaktion in einen performatives Paradox: Beide Parteien können und beide Parteien wollen nicht begründen.



Aus diesem Grunde finden sich typischerweise spätestens nach dem doppelten Dissens Äußerungen, die sich als „Argumente“ verstehen lassen. Dies gilt schon für das soeben behandelte Fragment: Würde Uschi nämlich noch einmal verneinen, nachdem sie Richards Dissens (und Vaters Insistenz) schon zurückgewiesen hat, würde sie ihre prinzipielle Weigerung deutlich machen, eine Begründung zu

<sup>15</sup> Gemeint ist hier die Reziprozität der Motive, wie sie in der Frage-Antwort-Sequenz eingebaut sind (vgl. dazu [Knoblauch: 2005](#)).

geben. Sie liefert ihre Expansion direkt an der kritischen Grenze des Aufschlagwechsels. Dies geschieht auch im folgenden Fragment:

(9)

- |   |          |  |
|---|----------|--|
| 1 | Uschi:   | En rechter Chrischt, muss en Wehrdienschdt verweigern.   |
| 2 | Richard: | =Nein,   |
| 3 | Uschi:   | Doch   |
| 4 | Richard: | <u>Nei:n</u> ,   |
| 5 | Uschi:   | [(Doch     )]  |
| 6 | Richard: | [-En richtiger Chrischt, muss, muss in die Bundeswehr... |

Obwohl Uschis Aussage auf Richards Widerspruch stößt (2), besteht sie darauf (3), und auch Richard wiederholt seine Verneinung (4). An dieser Stelle erscheint die Situation ausweglos. Beide Seiten haben es abgelehnt, eine Begründung vorzubringen. Beide haben die Beweislast der anderen Seite übergeben. Diese Ausweglosigkeit ist offensichtlich beiden bewusst. Denn genau an der Stelle versuchen beide gleichzeitig, eine Expansion vorzunehmen. Uschis Begründung (5), die leider unverständlich ist, folgt direkt auf ihre zweite Bekräftigung, und auch Richard sieht sich gezwungen, genau an dieser Stelle eine Begründung zu liefern.

Die Ausweglosigkeit hat durchaus rationale Gründe, die kritische Grenze des Aufschlagwechsels ist durch die Gesprächsorganisation vorgegeben. Erläutern wir sie noch einmal etwas genauer: Nach einem ersten Widerspruch kann der Widersprochene seine Äußerung für plausibel genug halten, dass er vom Widersprechenden durch Bekräftigung eine Begründung einklagt. Dieser wiederum kann durch einen weiteren Widerspruch anzeigen, dass er keine Expansion liefern kann oder will bzw. die Plausibilität der ersten Äußerung nicht einsieht. Setzte nun der erste Sprecher den Dissens fort, so würde er nicht nur zu erkennen geben, dass er den Widerspruch nicht für plausibel hält – das tat er schon mit dem ersten Beharren. Er würde zudem übergehen, dass der Widersprechende auch kein Argument liefern will. Der Dissens fiele sozusagen von der Inhaltsebene auf die Beziehungsebene. Damit hätten beide nämlich sowohl die Uneinsichtigkeit des Redezugs des anderen herausgestellt, wie auch ihre Weigerung, eine Begründung zu liefern. An dieser Stelle würde aus dem kommunikativen Problem des Widerspruchs ein interaktives Problem der Verweigerung von Kooperation – die Sequenz eskalierte oder bräche ab. Es überrascht wenig, dass gerade diese Fortsetzung des Aufschlagwechsels über die kritische Grenze hinaus ein strukturelles Merkmal für Streitgespräche ist.

Tatsächlich finden sich in den Daten zwar viele Widersprüche; es finden sich auch mehrere Fälle wiederholter Dissensformen. In all den Fällen scheint indes die kritische Grenze des Aufschlagwechsels eingehalten zu werden. (Es ist jedoch empirisch durchaus möglich, diese Grenze hinauszuzögern, wie etwa in

spielerischen Couplets, die bei Kindern vorkommen oder von Erwachsenen parodiert werden (vgl. dazu ■ **Lein/Brenneins: 1978**, ■ 300ff).

Zwar wird die kritische Grenze des Dissens eingehalten; diese gilt jedoch nur bis zur Eröffnung der Expansion. Sobald die Expansion einmal eingesetzt hat, kann schon der nächste Dissens erfolgen.

Die *Sozio-Logik* des Dissens weist jedoch noch einen weiteren kontextuellen Aspekt auf, der seinerseits wieder den Hintergrund für weitere Dissenskonstruktionen bildet. Wie wir gesehen haben, handelt es sich bei den hier vorgestellten Diskussionen ja nicht um Zwei-Parteiengespräche. Vielmehr sind an den aufgezeichneten Diskussionen i.d.R. vier bis acht Personen beteiligt. Auch wenn die Dissenskonstruktionen zumeist von zwei Hauptsprechern vorangetrieben werden, können sich die anderen aktiv beteiligen. Dies gelingt dadurch, dass sie selbst in die Ordnung des Dissens eingegliedert werden – oder sich eingliedern. Dabei scheint eine Grundregel zu gelten: Jeder, der einer Äußerung einer Person widerspricht, wird der Gegenseite des Sprechers zugeordnet – und erhält von diesem Widerspruch. Dasselbe gilt für die Gegenseite, so dass sich in den Gesprächen situative Koalitionen und Oppositionen zeigen. Zweifellos handelt es sich nicht um institutionalisierte „Parteien“, sondern um zeitweilige Oppositionen und Koalitionen, die jederzeit wieder aufgelöst werden können. Dennoch sind sie dauerhafter als einzelne Äußerungen. Das zeigt sich schon dadurch, dass jede Änderung deutlich markiert werden muss. In Mehrparteiengesprächen ist dafür i.d.R. die Namensnennung nötig.

(10)

- |   |          |   |
|---|----------|---|
| 1 | Uschi:   | [die kommunistischen Thesen] sind nur in der Praxis |
| 2 |          | └net zu verwirkliche:                               |
| 3 | Richard: | └Des isch ä reiner Irrweg.                          |
| 4 | Vater:   | └Ja. (...)  |
| 5 | ? :      | └( )  |
| 6 | ? :      | └( )  |
| 7 | Vater:   | =Siehst Du Ulrike. Du sagst das Wort.               |
| 8 | Ulrike:  | Ha └ja::  |
| 9 | Vater:   | └die sind nur in der Praxis...                      |

Vaters Zustimmung ist hier sehr unklar, da sie in Überlappung mit mehreren anderen erfolgt. Da Vater zuvor auch mit Richard gegen Ulrike gesprochen hat, muss er seine Zustimmung hier ausdrücklich markieren und adressieren (dabei wird sich erst in der Reaktion von Ulrike und Richard zeigen, ob Vater hier die Seite wechseln wird).

Der Dissens etabliert also eine dialektische Beziehung zwischen den teilnehmenden Personen. Sie bildet damit ein Ordnungsmuster, das dem Grundprinzip des Dissens folgt: Der Widerspruch von interaktiv aufeinander Angewiese-

nen. Die Standpunkte werden dabei nicht kraft der semantischen Gehalte des Arguments definiert, sondern vermittelt der rhetorischen Konstruktion des Dissens. Auch hier offenbart sich also wieder die Verwiesenheit von Handlung und Struktur.

Die Dynamik dieser Dialektik zeigte sich in den untersuchten Fällen auch an einem besonderen Grenzfall. Nachdem einer der Beteiligten (Richard) an einer „Rhetorik-Schulung“ teilgenommen hatte, kam die Idee auf, eine Diskussionsleitung für die Familiendiskussionen zu installieren. Als Kandidat wurde der Vater ausgewählt, der sich bereit erklärte dieser Aufgabe nachzukommen. Adi meldete sich als erster zu Wort, und das Verfahren schien formal zu funktionieren:

(11)

- 1 Richard: weil des die Möglichkeit gibt, Sex zu betreibe ohne  
 2 Fortpflanzung.  
 3 Vater: =Soll ich die Diskussionsleitung übernehme ja?  
 4 ? : (Lacht)  
 5 Vater: Also Adi Seeberg hat das Wort  
 6 Adi: = I mecht- I mecht zu zwoi Sache was sage...

Vater verteilt das Rederecht (5), und sein Sohn Adolf beginnt zu reden. Das Prinzip scheint zu funktionieren – eine halbe Minute später, nachdem Adi unterbrochen worden war, fragt er wieder nach („darf I jetzt wieder?“) und spricht erst nach der Zustimmung des Vaters. Doch nach einer weiteren Minute wendet Vater ein „Was heißt mystische Erzählungen; so würd ich das nicht sehen Adolf“ – und schon ist es vorbei mit der Diskussionsleitung: Vater stößt auf den heftigen Widerspruch Adolfs und ist wieder so sehr in der Dialektik des Dissens verfangen (die Anrede ist hier, wie wir schon wissen, notwendig), dass kein einziger Hinweis mehr auf seine Rolle als Diskussionsleiter folgt.

Die Dialektik des Dissens erklärt die Besonderheit der informellen Diskussionen. Sie besteht nämlich darin, dass der Dissens an jeder Stelle erfolgen kann – natürlich auch innerhalb der laufenden Argumentation. Ein sehr anschauliches Beispiel dafür liefert das eingangs zitierte Gienger-Argument:

(1)

- 7 Vater: └,Oh de: r hat- der hat sei  
 8 Schäfle scho im Trockene.’  
 9 Richard: Nö;; aber net so wie ä andere.  
 10 Vater: =Ho hör mal her die Werbungsverträge; und so weiter; wenn der  
 Eberhard Gienger  
 11 irgendwo auf einem Artikel drauf steht; (hh)  
 12 Mutter: Des scho; aber lang net so wie jetzt └ zum Beispiel  
 13 Vater: └ Ach ( freilich)  
 14 Mutter: └Tenni-:s mit dem Boris - / do:

15 Vater:       └des sind des sind

Nach der ersten ausdrücklichen Negation durch Richard (9) erfolgt eine Expansion durch Vater (10f); dieser Expansion widerspricht Mutter mit einem Ja-Aber-Format, in das sie einen Vergleich mit Boris Becker einbaut. Man könnte nun behaupten, dass die Möglichkeit des Dissens gerade einem argumentationslogischen Prinzip folge, indem es die verschiedenen Aspekte von Argumentationen problematisiere (Stütze, Evidenz usw.). Gerade diese Vorstellung verfehlt aber die thematische Struktur, die der Dissens schafft: Sie folgt nicht einem schriftlichen Modell, in dem die Quaestio gleichsam über die Zeit konstant gehalten werden könnte. Mit jedem neuen Dissens verlagert sich auch das Thema und der Inhalt der Argumentation. Man kann sich das vereinfacht folgendermaßen vorstellen:

Äußerung a  
 Widerspruch  
 Expansion a' = b'  
 Widerspruch b'  
 Expansion b''  
 Widerspruch nicht b'' sondern c  
 Expansion c und d  
 Widerspruch d  
 usw.

Vor dem Hintergrund der Dialektik des Dissens ist dann auch die thematische Entwicklung erklärlich, die man umgangssprachlich mit der Wendung *vom Hundertsten zum Tausendsten* charakterisieren könnte. Was zu Anfang als Problem gestellt wird, tritt in den Argumentationen nicht mehr auf. Dass trotz dieser thematischen Inkonsistenz (von Kohärenz kann durchaus gesprochen werden) weiter argumentiert wird, liegt ebenfalls in der Dialektik des Dissens begründet. Der Dissens erzeugt dort, wo er vom Streit abgeschirmt wird, eine innere Spannung, die ein Gespräch vorantreibt und unterhaltend wirkt. Um vor dem Streit abgeschirmt zu werden, muss zum einen die kritische Grenze des Aufschlagwechsels eingehalten werden. Eine zweite Strategie zur Vermeidung des Streits scheint (in den untersuchten Familien jedenfalls) in einer gewissen thematischen Tendenz zu liegen, Themen von persönlicher Relevanz (der Sohn, der aufgehört hat, Sport zu treiben) anhand von gemeinsamen (häufig medial prominenten) Statthaltern zu verhandeln.

Freilich handelt es sich bei dieser zweiten Strategie um eine vermutlich milieuspezifische Ausprägung, die nicht zum hier untersuchten Gegenstand gehört (eine genauere Erläuterung dieser milieuspezifischen Form der Kommunikation findet sich in Knoblauch: 1995). Die bisherigen Ausführungen sollten aber auch schon deutlich gemacht haben, in welchem Ausmaße die Argumentation eine

interaktive Struktur aufweist, innerhalb derer sich die Sprechenden bewegen müssen.

#### IV. Schluss: Die kommunikative Lebenswelt

Die eingangs aufgestellten Thesen sind an einigen exemplarischen Fällen verdeutlicht worden, die belegen, dass die skizzierte Dynamik der Argumentation tatsächlich „im wirklichen Leben“ vorkommt: Die Rhetorizität des Dissens, die Kontextualität des Arguments, die Unabschließbarkeit der Argumentation (in informellen Diskussionen). Anstatt die schon formulierten Thesen noch einmal zu wiederholen, möchte ich die Ergebnisse auf der Abstraktionsebene reflektieren, von der wir eingangs ausgingen. Denn – abgesehen vom Einwand, ob denn die wenigen Beispiele *repräsentativ* seien<sup>16</sup> – man mag rechtens fragen, wofür die wenigen ausgewählten Beispiele eigentlich Exempel darstellen. So spezifisch die Kontexte auch sein mögen, aus denen sie gewählt wurden (Familiärgespräche), so deutlich ist doch, dass sie sich von den institutionell geregelten Formen der Argumentation unterscheiden. Wissenschaftliche Seminardiskussionen, gerichtliche und polizeiliche Vernehmungen und politische Debatten folgen (hoffentlich nicht nur theoretisch) einem anderen Verlaufsschema als dem, das ich hier skizziert habe. Dagegen dürfte uns das Prinzip der spontanen Argumentation, die, unter zeitlich, räumlich und sozial entspannten Verhältnissen, zu einer informellen Diskussion auswachsen kann, durchaus aus den verschiedensten Situationen vertraut sein. Vertraut sind sie uns aus den Situationen *reiner Geselligkeit*, in denen, wie Simmel (1970) beschreibt, die sozialen Unterschiede hinter das gegenseitige Aufeinandereinfließen und die daraus situativ entstehende Ordnung zurücktreten. In den *Übergangsphasen*, die sich beim Reisen, in freien Räumen mit hoher sozialer Dichte und gewisser Beständigkeit der Personen (Gaststätten, Cafés) oder eben auch aus den Anlässen alltäglicher und Fest-Geselligkeit (beim Essen, beim abendlichen Zusammensitzen, bei Hochzeiten oder beim Leichenschmaus) ergeben. Wir kennen diese Situationen aber nicht nur aus den, wie man sagen könnte, funktional entlasteten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens; auch in den Zwischenzonen der Institutionen sind sie uns bekannt: In den Pausen beim Arbeiten etwa, während einer Unterbrechung, ja auch mitten in den professionellen Tätigkeiten, selbst wenn diese ihrerseits wesentlich sprachlich sind (etwa in der kurzen Zwischenunterhaltung, mit der man die eigentlichen Hauptaufgaben rahmt). Hier überall tritt, so vermute ich, die spontane Argumentation, an Stellen auch die informelle Diskussion auf. Gerade weil sie sich von den institutionalisierten, auf die gesellschaftlichen Funktionssysteme (Recht, Wissenschaft, Politik etc.) spezialisierten Kommunikationsfor-

---

<sup>16</sup> Ein Einwand, der sich für die qualitative Erhebungsweise nicht so stellt; wichtig ist hier vielmehr, ob die nachgezeichnete Struktur am Material identifiziert werden kann.

men unterscheidet, bietet sie ein mustergültiges Beispiel für das, was ich als die kommunikative Lebenswelt bezeichne. Jener Bereich des Alltags, der zwar wesentlich von der Kommunikation geprägt ist, gleichwohl aber – sozusagen *diesseits der Differenzierung* – eine von funktionalen Bezügen nicht wesentlich geprägte Form der Kommunikation darstellt, die zum Repertoire aller erwachsenen kompetenten Sprecher gehört (wie schon erwähnt spielen in einer Kultur, die von der Kommunikation geprägt ist, Bildungsunterschiede hierbei keine Rolle). Neben anderen Formen (die der Untersuchung harren) bildet sie den kommunikativen Stoff, aus dem die Gemeinsamkeit innerhalb der Gesellschaft gemacht ist.

## Literatur

- Atkinson, M. / J. Heritage (Hgg. 1984), *Structures of social action*, Cambridge / New York: CUP.
- Beetz, M. (1985), „Argumenta. Stichpunkte zur ihrer Begriffsverwendung, Systematik und Geschichte in der Rhetoriktheorie des 17. und frühen 18. Jahrhunderts“, in: Kopperschmidt, J. / H. Schanze (Hgg.), *Argumente - Argumentation. Interdisziplinäre Problemzugänge*, München: Fink, 48 ff.
- Berthold, H. (1982), „Der Sprachgestaltungsprozeß im Kommunikationsereignis Diskussion“, *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 35, 223 – 238.
- Bliesener, Th. (1984), *Gesprächskrisen. Entstehung und Bewältigung von Komplikationen in der Gesprächsführung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Coulter, J. (1979), *Elementary properties of argument sequences*, MS, Boston.
- Cox, J.R. / Ch.A. Willard (Hgg. 1982), *Advances in argumentation theory and research*, Carbondale / Edwardsville: Southern Illinois University Press.
- Di Luzio, A. / u.a. (Hgg. 2001), *Culture in communication. Analyses of intercultural situations*, Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins.
- Edelstein, W. / J. Habermas (Hgg. 1984), *Soziale Interaktion und soziales Verstehen*, Frankfurt/M.: Athenaion.
- Eemeren, F.H. van / R. Grootendorst (1983), *Speech acts in argumentative discussions*, Dordrecht: Foris.
- Frixen, G. (1987), „Struktur und Dynamik natürlichsprachlichen Argumentierens“, *Papiere zur Linguistik*, 36, 45 – 111.
- Goffman, E. (1981), „Replies and responses“, in: Goffmann, E., *Forms of talk*, Philadelphia: University of Philadelphia Press, 5 – 77.
- Habermas, J. (1981), *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Holly, W. / u.a. (1989), „Fernsehdiskussionen in der Diskussion. Zur Einführung“, in: Holly, W. / u.a. (Hgg.), *Redeshows. Fernsehdiskussionen in der Diskussion*, Tübingen: Niemeyer, 1 – 10.
- Jacobs, S. / Jackson, S. (1980), „Structures of conversational argument: Pragmatic bases for the enthymeme“, *Quarterly Journal of Speech*, 66, 251 – 265.
- Jacobs, S. / Jackson, S. (1981), „Argument as natural category. The routine grounds for arguing in conversation“, *Western Journal of Speech Communication*, 45, 118 – 132.
- Jacobs, S. / Jackson, S. (1982), „Conversational argument. A discourse analytic approach“, in: Cox, J.R. / Ch.A. Willard (Hgg.), *Advances in argumentation theory and research*, Carbondale / Edwardsville: Southern Illinois University Press, 205 – 237.
- Jacobs / Jackson (1981), **Argument as natural category: The routine grounds for arguing in conversation**, in: *Western Journal of Speech Communication* 45, 118-132.



- Kallmeyer (1996) --> s. S. 6: **Handelt es sich um: Kallmeyer, W. (Hg. 1996), *Gesprächsrhetorik: Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß*, Tübingen: Narr.**
- Knape, J. (2003), „Persuasion“, in: Ueding, G. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 6, Tübingen: Niemeyer, Sp. 1 – 34.
- Knoblauch, H. (1990), “The taming of foes. Informal discussions in family talk”, in: Markova, I. / K. Foppa (Hgg.), *Asymmetries in dialogue*, Hertfordshire: Harvester Wheatsheaf, 166 – 194.
- Knoblauch, H. (1995), *Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*, Berlin / New York: de Gruyter.
- Knoblauch, H. (2000), „Die Rhetorizität kommunikativen Handelns“, in: Kopperschmidt, J. (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo Rhetoricus*, München: Fink, 183 – 204.
- Knoblauch, H. (2001), “Communication, contexts and culture. A communicative constructivist approach to intercultural communication”, in: Di Luzio, A. / u.a. (Hgg.), *Culture in communication. Analyses of intercultural situations*, Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 3 – 33.
- Knoblauch, H. (2005), Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte, in: Srubar, I, Renn J., Wenzel, U. (Hgg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 172-194
- Knoblauch, H. / J. Reichertz (2005), „Rhetorik in der Soziologie / Kommunikationswissenschaft“, in: Ueding, G. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Tübingen: Niemeyer, 1659-1667.
- Knoblauch, H. / u.a. (2003), „Zur kommunikativen Ordnung der Lebenswelt. Alfred Schütz' Theorie der Zeichen, Sprache und Kommunikation“, in: Schütz, A., *Theorie der Lebenswelt 2. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*, (hg. von Knoblauch, H. / u.a.; Bd. V.2 der Alfred Schütz Werkausgabe), Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 7 – 33.
- Koerfer, A. (1979), „Zur konversationellen Funktion von 'ja aber'. Am Beispiel universitärer Diskurse“, in: Weydt, H. (Hg.), *Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin / New York: de Gruyter, 14 – 29.
- Kopperschmidt, J. (1973), *Allgemeine Rhetorik: Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation*, Stuttgart / u.a.: Kohlhammer.**
- Kopperschmidt, J. (1980), *Argumentation. Sprache und Vernunft*, Teil II, Stuttgart / u.a.: Kohlhammer.
- Kopperschmidt, J. / H. Schanze (Hgg. 1985), *Argumente - Argumentation. Interdisziplinäre Problemzugänge*, München: Fink.
- Kopperschmidt, J. (Hg. 2000), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo Rhetoricus*, München: Fink.
- Lein, L., / Brenneis, D.L. (1978), *Children's disputes in three speech communities*, in: *Language in Society* 7, 300ff.**
- Loveday, L. (1983), “Rhetoric patterns in conflict: The sociocultural relativity of discourse-organizing processes”, *Journal of Pragmatics*, 7, 169 – 190.
- Luhmann, N. (1997), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Maas, U. (1972), „Argumentieren“, in: Maas, U. / D. Wunderlich, *Pragmatik und sprachliches Handeln*, Frankfurt/M.: Athenäum, 258 – 276.

- Markova, I. / K. Foppa (Hgg. 1990), *Asymmetries in dialogue*, Hertfordshire: Harvester Wheatsheaf.
- Miller, M. (1984), „Zur Ontogenese des koordinierten Dissens“, in: Edelstein, W. / J. Habermas (Hgg.), *Soziale Interaktion und soziales Verstehen*, Frankfurt/M.: Athenaeon, 220 – 250.
- Pomerantz, A. (1984), „Agreeing and disagreeing with assessments: Some features of preferred / dispreferred turn-shapes“, in: Atkinson, M. / J. Heritage (Hgg.), *Structures of social action*, Cambridge / New York: CUP, 57 – 101.
- Quasthoff, U. (1978), „The uses of stereotype in everyday argument: Theoretical and empirical aspects“, *Journal of Pragmatics*, 2.1, 1 – 48.
- Quasthoff, U. (1979), „Verzögerungsphänomene, Verknüpfungs- und Gliederungssignale“, in: Weydt, H. (Hg.), *Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin / New York: de Gruyter, 39 – 57.
- Schank, G. (1987/78), Linguistische Konfliktanalyse. Ein Beitrag der Gesprächsanalyse, in: Schank/ Schwitalla 1987, 18-98.
- Schank, G. / J. Schwitalla (Hgg. 1987), *Konflikte in Streitgesprächen*, Tübingen: Narr.
- Schegloff, E. (1968), „Sequencing in conversational openings“, *American Anthropologist*, 70, 1075 – 1095.
- Schütz, A., *Theorie der Lebenswelt 2. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*, (hg. von Knoblauch, H. / u.a.; Bd. V.2 der Alfred Schütz Werkausgabe), Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Simmel, G. (1970), „Die Geselligkeit“, in: Simmel, G., *Grundfragen der Soziologie*, Berlin: de Gruyter, 48 – 68.
- Spranz-Fogasy, Th. (1986), *'Widersprechen': Zu Form und Funktion eines Aktivitätstyps in Schlichtungsgesprächen. Eine gesprächsanalytische Untersuchung*, Tübingen: Narr.
- Toulmin, St. (1983), *The uses of argument*, Cambridge: CUP.
- Vuchinich, S. (1984), „Sequencing and social structure in family conflict“, *Social Psychology Quarterly*, 47, 217 – 234.
- Weydt, H. (Hg. 1979), *Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin / New York: de Gruyter.